

RUTH LINHART  
( Herausgeberin )

WENN ERST FRIEDE IST

*Überleben mit Anstand  
in lautloser Opposition*

*Ein Briefwechsel 1940 – 1945*

LESEPROBE

Es hat einzelne gegeben, die von vorneherein und ohne je zu schwanken in einer nun wirklich ganz und gar lautlosen Opposition standen. Niemand kann wissen, wieviele es waren - vielleicht hunderttausend, vielleicht viel mehr, vielleicht viel weniger. Es gab sie überall, in allen Schichten des Volkes und in allen Parteien, vielleicht sogar in den Reihen der NSDAP. Sie waren weder Helden noch Heilige, «nur» tadellose Menschen.

HANNAH ARENDT in «Eichmann in Jerusalem»

Das wirklich Tragische bei mir ist dies: Mein Verstand sagt mir, nicht alles so ernst zu nehmen, was jetzt auf der Welt vorgeht, denn es hat immer große Probleme und Ungerechtigkeiten und Mord und Unglück gegeben, und auch die Menschen waren wahrscheinlich zu allen Zeiten gleich dumm und unernst. Und obwohl ich mich so sehr bemühe, an nichts teilzunehmen und mich nicht einmal an den Vorgängen interessiert zu zeigen, so habe ich andererseits, wie Du weißt, ein derart leidenschaftliches Gefühl und ein Temperament, das in der leidenschaftlichsten Weise nicht nur an allen gegenwärtigen Vorgängen größten Anteil nimmt, sondern auch sogar an den zukünftigen, die hundert und mehr Jahre vor uns liegen. Von den vergangenen gar nicht zu reden.

Und noch etwas ist mir so schrecklich und meiner Natur entgegengesetzt: nämlich dass ich gar nicht tätigen Anteil nehmen kann an den Dingen des öffentlichen Lebens, nicht mitwirken kann an einer schöneren Zukunft für alle, nicht für eine Idee wirken kann mit der ganzen Hingebung, deren ich fähig bin. Das alles kann ich jetzt nicht tun und muß mich im Gegenteil konsequent fernhalten und die wenigen Freuden auf den so wenig gewordenen Gebieten suchen, auf denen man heute noch, ohne schmerzliche Kompromisse schliessen zu müssen, tätig sein kann. Wo ich immer gewohnt war, eine gewisse Führerrolle zu spielen, da muss ich heute Einzelgängerin sein, ein fast asoziales Wesen das mit den anderen ja in keinerlei Berührung kommen darf. Darunter leide ich sehr.

VALERIE KITTEL AN ANTON KITTEL, Wien, 30. September

1940



*Valerie und Anton Kittels Hochzeit am 24. August 1939. Rechts und links Anton Kittels Eltern, Hedwig und Franz.*

# DIE VORGESCHICHTE

## Ein Fenster ins Freie

*Als ich Valerie Kittel im Winter 1985 kennenlerne, lebt sie noch immer in ihrer Wohnung in Wien-Penzing, in der sie fünf Kriegsjahre hindurch Seite um Seite an ihren Mann Anton geschrieben hat. Insgesamt hat das Ehepaar damals über 600 Briefe ausgetauscht. Während sie aus der Sicht der zur Passivität Gezwungenen das kriegsgedrückte Wien schildert, führen seine Briefe nach Znaim, an die Westfront und schließlich über Schlesien und Polen nach Rußland.*

*Seit Kriegsende bis vor kurzem hat Frau Kittel keinen Blick mehr in die Mappen mit den Briefen geworfen. Aufgehoben hat sie alle, sofern sie nicht schon während des Krieges vernichtet wurden oder verlorengingen. Denn Valerie Kittel ist eine Archivarin ihres Lebens.*

*Sie hat mir erlaubt, dieses persönliche Archiv aus Briefen, Fotos und Tagebuchnotizen zu benützen, und hat in vielen Gesprächen ihre Erinnerungen hinzugefügt. Auch die Freunde, die in den Briefen erwähnt werden und noch am Leben sind, waren fast alle bereit, in ihrem Gedächtnis zu stöbern. Sie haben dazu beigetragen, daß sich für mich (und hoffentlich für viele andere) der Vorhang vor den verdrängten Kriegsjahren wieder ein wenig weiter öffnet.*

*Nur Gegner des Regimes kommen in diesem Buch vor - aber nicht die großen Helden und Widerstandskämpfer, sondern Menschen, deren Handlungen des Widerstandes «spontan und sporadisch auftraten und dennoch für die Beteiligten von den schwersten Folgen begleitet sein konnten» (Karl Stadler). Die Freunde, Bekannten und Verwandten der Kittels sind im Sinne einer quantitativen Forschungsmethode keineswegs repräsentativ für die antinationalsozialistischen Kräfte in Österreich. Die einschlägige wissenschaftliche Literatur läßt jedoch den Schluß zu, daß sie sich typisch für die meisten Kritiker des Nazi-Regimes in unserem Land verhielten. Manche von ihnen hätten zu Märtyrern werden können, wenn das Glück sie nicht vor der Entdeckung ihrer Opposition und ihres Ungehorsams bewahrt hätte. Andere duckten sich oder tarnten sich, wie sie selbst es ausdrücken. Die meisten der Menschen, die uns in den Briefen entgegengetreten, sind mit dem Leben davongekommen. Einige mußten sterben - nicht nur, aber vor allem aus dem Kreis der jüdischen Freunde.*

*Valerie und Anton Kittel begannen im Februar 1940, ihre Beziehung schriftlich weiterzuführen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Klammer der Nazi-Herrschaft bereits seit zwei Jahren um Österreich gelegt. Judenverfolgung und Repression der politischen Gegner waren in vollem Gange. Seit fünf Monaten herrschte Krieg. Erst eine Woche vor Kriegsausbruch entschlossen sich Valerie*

und Anton Kittel innerhalb weniger Tage ihre bereits 14 Jahre bestehende Verbindung zu legalisieren. Die beiden hatten sich 1925 in einer Organisation der Sozialdemokratischen Partei kennengelernt. Valerie Kittel stammte aus einem Arbeiter-Elternhaus und war über den kurzen nationalen Umweg des Deutschen Turnvereins im Jahr 1923 endgültig und für immer zur Sozialdemokratie gelangt. Ihr Eintritt in «die Partei» war eine Reaktion auf Hitlers Putschversuch im November desselben Jahres in München.

Valerie Kittels Persönlichkeit und Entwicklung bis zum Jahr 1938 ist plastischer nachzuvollziehen als die ihres Mannes. Sein Charakter und sein Lebensweg sind nur durch die Berichte seiner Frau, seine Briefe und einige Fotos überliefert. Dieses Faktum trifft auch für den Hintergrund seiner Kriegsjahre zu. Nur einer der Kameraden, die er in den Briefen nennt, konnte von mir ausgeforscht werden: Dr. Franz Richter, damals Student, heute pensionierter Lehrer und Generalsekretär des österreichischen PEN-Clubs.

Über Valerie Kittel erfährt man nicht nur von ihr selbst sehr viel, sondern auch von ihren zahlreichen Freunden und Kollegen. Drei Bereiche prägten ihren Lebensweg: die sozialistische Partei, ihr Beruf und ihre Familie.

Sowohl Valerie wie auch Toni waren durch ein Netz verwandtschaftlicher Verbundenheit gesichert. Valeries Eltern, Robert Josef Schuécker und Maria Anna Kudernatsch, wurden beide, wie später Vally selbst in der Quellenstraße im Wiener Arbeiterbezirk Favoriten geboren, der Vater 1881, die Mutter 1884. Er erlernte den Drechslerberuf, arbeitete aber später als angelernter Dreher.

Während seine Vorfahren im Waldviertel beheimatet waren, stammen die Vorfahren der Mutter aus Böhmen und Mähren. Wie schon Vallys Großmutter verdingte sich auch die Mutter vorerst als Dienstmädchen, bis zur Geburt der zweiten Tochter Herma 1907 war sie dann bei einem Fotografen in der Wiener Innenstadt Hilfskraft in der Dunkelkammer.

«Ich hab den Aufstieg am eigenen Leib erfahren, von ganz unten. Wir hatten arme Verhältnisse und die ganze Kindheit war so gestaltet», blickt Frau Kittel zurück. 1905 wurde sie geboren, und bis 1918 zog die Familie «auf der Kreta», wie die Gegend um die Quellenstraße genannt wurde, von Wohnung zu Wohnung: «Immer Zimmer-Küche. Wir lebten da zu viert oder zu fünft mit Untermieter.»

1918 brachte nicht nur den Bruch von der Monarchie zur Republik (Vally erinnert sich an bittere Tränen, die sie dem Kaiser nachgeweint hat), sondern auch die Übersiedlung aus dem Arbeiterbezirk in das bürgerliche Hietzing.

Dort, in einer Hausbesorgerwohnung in der Höritzergasse, waren die Wohnverhältnisse noch beengter: «Da haben wir überhaupt nur ein Kabinett statt eines Zimmers gehabt. Die Ehebetten sind drin gestanden und links und rechts die Kästen. Aus. Das Kastenbett war zwischen den Kästen, beim Fenster, da haben wir wahrscheinlich zu zweit drin geschlafen. Aber insofern war die Wohnung eine soziale Verbesserung, als in der Wohnung Gas und Licht war, das Klo war

herinnen und Wasser in der Küche. Das war ja ein kolossaler Aufstieg. Die Küche hat sogar ein Fenster gehabt. Das hat es im zehnten Bezirk nie gegeben, eine Küche mit einem Fenster ins Freie.»

In diesem Bezirk blieb Valerie Kittel nun ihr Leben lang. Hietzing - seit 1938 Penzing - wurde auch ihre politische Heimat. Ihre Eltern scheinen gute Sozialdemokraten mit dem für diese üblichen patriarchalischen Familienschema und einem starken Aufstiegswillen gewesen zu sein. Der Vater las den Töchtern an manchem Abend vor. Die Mutter kaufte Vally eine Zither, zahlte ihr Unterrichtsstunden, und Vally gab, so erzählt sie, das erworbene Wissen an die Schwester Herma weiter. Der Vater war sehr streng. Zur Bestrafung der Kinder verwendete er auch eine mit Lederstreifen versehene Rute, die Vally allerdings selten zu spüren bekam. «Angeblich war ich immer die Brave.» Auf gute Schulerfolge legte der Vater größten Wert, und die Mädchen gehörten tatsächlich zu den besten Schülerinnen ihrer Klasse. Nach der Bürgerschule besuchte Valerie die Handelsschule, Herma absolvierte eine Schneiderlehre.



Valerie Schuëcker, verehel. Kittel, Anfang der zwanziger Jahre.

Auf die Frage, wer die für sie so charakteristische Wißbegier genährt habe, fallen Valerie Kittel außer dem Vater ein Onkel ein, der - früh verstorben - eine

*Stellage mit Büchern hinterlassen habe, und ein älteres «Fräulein» im Hietzinger Wohnhaus. Diese «Dame» unterrichtete die eifrige Hausbesorgerstochter in Französisch und versorgte sie mit Lektüre. Wer Valerie Kittel den Antrieb für das spätere Verhaftetsein im Beruf, für die eigenverantwortliche politische Tätigkeit und die für eine Frau ungewöhnliche Lebensgestaltung (sie führte zum Beispiel auch während ihrer Ehe nie einen Haushalt im herkömmlichen Sinn) vermittelte, ist schwer zu sagen. Sicher ist, daß sie als ältere Schwester starke Dominanz- und Verantwortungsgefühle entwickelte, die sie auf den Lebensgefährten und politische beziehungsweise Arbeitssituationen übertrug. Teilweise war es die durch politische Konstellationen erzwungene Lebensrealität wie die Arbeitslosigkeit des Vaters, Lebensgefährten und Schwagers nach 1934, die sie in ihre emanzipierte Lebensgestaltung drängte.*



*Valerie und ihre Schwester Herma, um 1920.*

*«Immer sehr aktiv, aber nie in Spitzenfunktionen» beschreibt Valerie ein Charakteristikum ihres beruflichen und politischen Lebensweges. Sie saugte voll Interesse und Wißbegier alles in sich auf, weil sie aber schüchtern und introvertiert war, erkannten nur die vertrautesten Menschen ihre Qualitäten ganz. Ihr*

*Bekanntenkreis ist riesig, ihre Freundschaften währen lebenslang. Die altmodische Eigenschaft «Treue» ist ein Grundzug ihres Wesens. Freunde aus der sozialdemokratischen Bewegung nennen sie einen Inbegriff dessen, was man in der hoffnungsvollen Zwischenkriegszeit als «neuen Menschen» bezeichnete.*

*1923 trat Valerie Kittel gemeinsam mit ihrer Schwester in die Sozialdemokratische Partei ein. Im Alter von zwanzig Jahren begegnete sie hier dem damals fünfzehnjährigen Toni Kittel. Er kam nach der Schule in jene Übergangsgruppe von den Kinderfreunden zur Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), die Valerie leitete.*

*Er sei ihr aufgefallen, weil er so aufgeschlossen und lebhaft war. Weich, liebesbedürftig, ein Gesellschaftsmensch und wenig theoretisch veranlagt, so ist er Valerie Kittel in Erinnerung geblieben.*

*Seine Mutter, Hedwig Kittel, 1884 in Loosdorf bei Melk geboren, «war eine einfache Hausfrau, die in der Wirtschaft und beim Kochen sehr angesehen war» (Valerie). Vater Franz Kittel, 1879 in Jägerndorf in Schlesien zur Welt gekommen, war Bahnangestellter und gerade im niederösterreichischen Mistelbach, als Sohn Toni geboren wurde. Tonis Brüder Franz und Karl waren zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wie der Vater bei der Bahn beschäftigt. Dieser hatte sich vom Schaffner zum Revisor im Fahrdienst emporgearbeitet und rückte schließlich in eine Funktion in der zentralen Fahrplangestaltung auf. Solange er im Fahrdienst war - während der Zeit des austrofaschistischen Ständestaats und in den Anfängen der Nazi-Zeit -, diente Franz Kittel, wie Vally erzählt, als Kurier. Er schmuggelte Post, die ihm Angehörige der emigrierten Genossen und jüdischen Freunde seiner Schwiegertochter über diese anvertrauten, nach Buchs in die Schweiz.*

*Als ein bedeutendes Ereignis in Valeries Leben stellte sich später die Teilnahme am Zweiten Sozialistischen Jugendkongreß in Amsterdam vom 26. bis 29. Mai 1926 heraus. Auf dieser Reise lernte sie Toni Kittel näher kennen und knüpfte Kontakte zu vielen heute prominenten Genossen.*

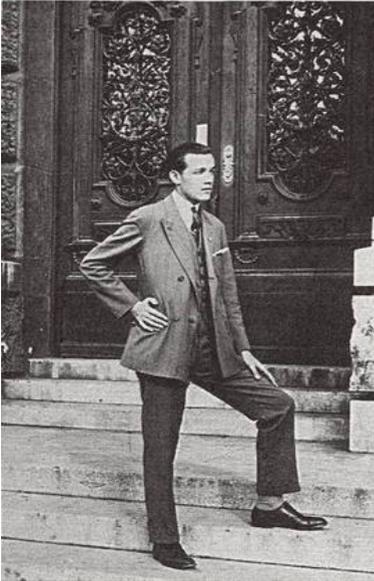
*Bis 1934 verbrachte Valerie Kittel fast die ganze Freizeit in Organisationen der Sozialdemokratischen Partei. Sie bewegte sich in diesen Jahren in einer völlig «rot» gefärbten Gesellschaft. «Den Christlichsozialen gegenüber war eine sehr große ...große Abneigung. Ja, es war eine wirkliche Kampfsituation, auf theoretischem, organisatorischem und politischem Gebiet vor allem.» Man las Parteizeitungen und Parteizeitschriften, theoretische Literatur, hörte Vorträge, Seminare und Reden der «eigenen» Leute und war daher über die politische Situation immer auf dem laufenden - allerdings allein aus der Sicht der sozialdemokratischen Hälfte der Republik. Auf die Frage, ob sie damals jemals mit «Schwarzen» zusammengetroffen sei, fällt ihr nur die kämpferische Begegnung Toni Kittels als Schutzbundmitglied mit den bewaffneten Heimwehren ein. 1927, nach dem Justizpalastbrand traten Vally, Toni und viele andere Genossen aus der katholischen Kirche aus.*

Frau Kittel, damals Valerie Schuëcker, muß wie ein Fisch im Wasser der bildungs- und sendungsbewußten Partei der zwanziger und dreißiger Jahre geschwommen sein. Rudolf Neuhaus, der Obmann der Hietzinger Unterrichtsorganisation, holte Valerie, Toni, Herma und ihren Mann Hans Pilwachs, sowie andere Mitglieder der SAJ in sein Team. Die Unterrichtsorganisation hatte ein eigenes Haus in der Penzingerstraße 72, dessen Räume adaptiert und auf Hochglanz gebracht wurden. Man arbeitete autonom und brachte Geld unter anderem mit einer Tanzschule herein. «Es war damals ziemlich gebräuchlich, daß die Parteiorganisationen Tanzschulen aufgemacht haben, auch in den anderen Bezirken, aber unsere Tanzschule hat besonderen Anklang gefunden.» Toni, Obmann der SAJ-Hietzing, vertrieb für die Bildungsorganisation Hefte, Broschüren und Bücher und veranstaltete die Weihnachtsbuchausstellungen. Es erübrigt sich zu betonen, daß die Funktionäre mit Begeisterung jedes Buch selbst lasen, ehe es in die Büchereien der Partei ausgeteilt wurde. Valerie war Schriftführerin im Ausschuß der Unterrichtsorganisation.

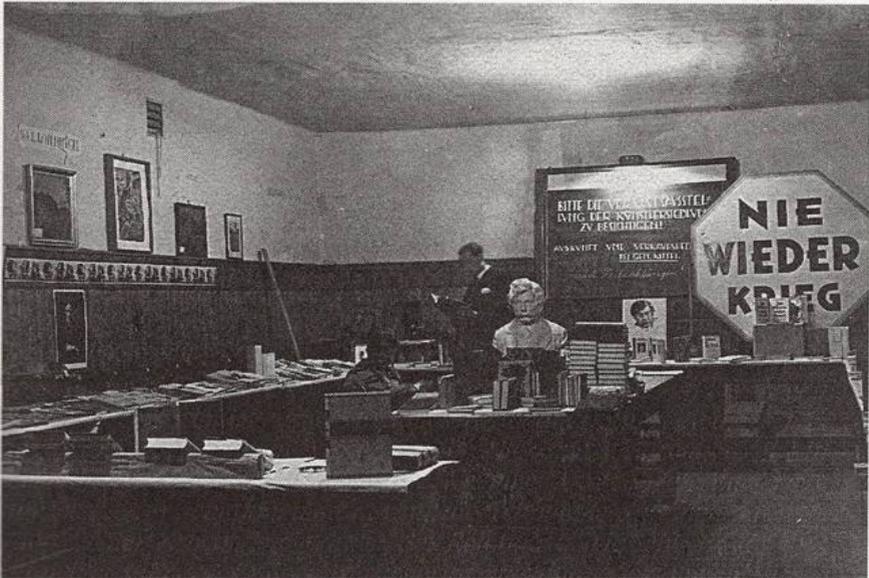
In Amsterdam hatte sie Ria und Felix Kanitz kennengelernt und kam so in Kontakt mit dem «Schönbrunner Kreis» und der «Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher»; sie hatte auch in der damaligen Zentrale der Partei im Vorwärts-Haus auf der Wienzeile zu tun. Anny und Alois Piperger, Ludwig und Lintschi Sperlich, Franz Senghofer, Fanny Spindler-Vobr, Leo Mistinger, Albert Sever, Alfred Migsch, Gabriele Proft waren einige Genossen, zu denen, wie aus den Briefen ersichtlich ist, der Kontakt auch während der Nazi-Zeit nicht ganz abbrechen sollte.

Den 7. Mai 1928 sieht Valerie Kittel noch heute als die große Wende in ihrem Leben an. An diesem Tag wechselte sie von einer Privatfirma in die «Versicherungskasse der Kaufmännischen Angestellten», deren Nachfolgerin die Wiener Gebietskrankenkasse für Arbeiter und Angestellte ist. «Was wäre sonst wohl aus mir geworden?», fragt sie, als ich sie zufällig am 7. Mai 1986 besuche. Sie zeigt mir ihren Anstellungsbrief. Darin wurden ihr 190 Schilling Monatsgehalt verbürgt. Vorerst arbeitete sie im Direktionsvorzimmer. Ihr Chef war der sozialistische Bundesrat Max Klein. Den Arbeitsplatz ihr gegenüber nahm Rosa Ehrlich ein, «eine Jüdin, eine sehr gebildete Frau aus reichem Haus. Sie hat mich sofort unter ihre Fittiche genommen und mir alles Mögliche beigebracht.» Rosa Ehrlich wurde «die große und weise Freundin».

Rosa und ihr Mann Dr. Otto Ehrlich, früher Bankbeamter und während der Rezession ein renommierter Erwachsenenbildner, führten die schon 23jährige, aber nach eigenen Worten für ihr Alter sehr weltfremde Vally in Wiener jüdisch-intellektuelle Kreise ein. Wichtige Anregungen und neue Bekanntschaften brachte ihr bald darauf die Teilnahme an einem Frauenkurs der Wiener Arbeiterhochschule. Bei Referenten wie Otto Bauer und Käthe Leichter studierte sie Sozialversicherungsrecht und Sozialpolitik.



*Anton Kittel, um 1930.*



*Valerie und Anton Kittel bei der Parteiarbeit;  
Vorbereitung einer Weihnachtsbuchausstellung, vor 1934.*

Mit dem 12. Februar 1934 brach diese Welt, in die Frau Kittel auch ihren jungen Freund eingeführt und verwurzelt hatte, zusammen. In Beruf und Freizeit vollzogen sich einschneidende Änderungen. Natürlich kam die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Sozialdemokratischer Partei und Christlichsozialen beziehungsweise zwischen Schutzbund und Heimwehr nicht unerwartet. «Man hat das schon gewußt. Das Parlament ist 1933 ausgeschaltet worden. Man hat für diesen Kampf schon Waffen gesammelt.» Auch in der Kittelschen Wohnung wurden Waffen versteckt, zum Beispiel Handgranaten unter den Matratzen.

Valeries Chef, den Sozialisten Max Klein, verhaftete man bereits am Nachmittag des 12. Februar. Dasselbe geschah zahlreichen anderen Vorgesetzten und Gewerkschaftern, mit denen die «rote» Krankenkasse enge Beziehungen gehabt hatte.

Die sozialistische Welt versank in Niedergeschlagenheit und Angst: «Man hat jeden Augenblick erwarten müssen, daß man selbst verhaftet wird.»

Schwager Hans Pilwachs war von 1930 bis 1934 Bezirkssekretär der Partei in Hietzing gewesen. Er verlor jetzt natürlich diesen Posten und saß einige Monate im Anhaltelager Wöllersdorf (wie viele andere Gegner des austrofaschistischen Ständestaates). Toni Kittel hatte nach der Buchhändlerlehre die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt absolviert, in der Hoffnung, als Fotograf bessere Berufschancen vorzufinden. Nachdem diese Hoffnung enttäuscht worden war, hatte er schließlich Arbeit bei einer Versicherungsanstalt gefunden. Aber als Toni von der Standgerichtsverhandlung gegen den Hietzinger Schutzbundobmann Fritz Quastler weg im Gerichtssaal verhaftet und zu acht Tagen Arrest verurteilt wurde, bedeutete dies auch ein «Aus» für seine neue Stelle. Übrigens hatte Toni schon im Vorjahr wegen seiner Zugehörigkeit zum 1933 verbotenen Schutzbund eine Woche hinter Gittern verbracht. «Es war ein großer Eingriff in unsere Familienverhältnisse», resümiert Valerie Kittel die Auswirkungen des 12. Februar. «Meine Schwester stand allein mit einem einjährigen Kind da, und mein Mann war ohne Posten.»

Deklarierte Sozialisten, wie Valeries Freund und Arbeitskollege Robert Uhlir, wurden aus der Krankenkasse entlassen. Ein Regierungskommissär übernahm deren Leitung. Christliche und «rote» Krankenkassen wurden zusammengelegt. Neue Mitarbeiter aus dem christlichsozialen Lager ersetzten die sozialdemokratischen. Vallys Förderin Rosa Ehrlich kam in eine andere Abteilung. Auch Valerie Kittel selbst wurde versetzt und hatte sich fortan um Personalangelegenheiten zu kümmern. Im Jahr 1937 übersiedelte ihr Büro von der Kolin-gasse in die Mariahilfer Straße und Vally mußte in die Buchhaltung. «Ich wurde immer mißtrauisch betrachtet, denn man wußte ja, wer ich bin.»

Die Sozialdemokratische Partei in Österreich war nun verboten, aber in Brünn richteten Dr. Otto Bauer und andere, wie Josef Pleyl, der Ehemann von Vallys Freundin und Arbeitskollegin Fini Pleyl, das neue Sekretariat der Revolutionären Sozialisten ein, zu denen sich Valerie Kittel zugehörig fühlte. Sie begann sich bald illegal zu betätigen - bis der «Anschluß» im März 1938 dem ein Ende setzte.



*Frauenkurs der Wiener Arbeiterhochschule:*

2. R., 4. v. r. Valerie Schuëcker,  
 1. R.: 1. v. r. Marianne Pollak,  
 2. v. r. Käthe Leichter,  
 3. v. r. Emmy Freundlich,  
 4. v. r. Adelheid Popp,  
 5. v. r. Gabriele Proft,  
 6. v. r. Marie Bock.



*Freunde der Kittels  
 Mitte Rosa Ehrlich,  
 daneben sitzend (rechts) Hans Reich,  
 dahinter ganz rechts Edith Buchwald,  
 neben ihr Anton Kittel.*

Viele der «wirklichen» Genossen seien miteinander in Kontakt geblieben, erinnert sich Valerie. «Natürlich sind auch viele gleich anders geworden. Das hat man im Büro sehr gut gemerkt, unter den Kollegen, und das ist natürlich ausgiebig besprochen worden, wer brav geblieben ist und wer nicht.»

Ob sie nie daran gedacht habe, wie gefährlich ihre illegale Tätigkeit sei und ob sie nie selbst erwogen habe, der Partei den Rücken zu kehren, um die eigene Haut zu retten? Auf diese Frage geht Frau Kittel gar nicht ein.

In der Illegalität war sie für Robert Uhlir und Wilhelmine Moik tätig. Moik kannte sie von ihrer Mitarbeit bei den Freien Gewerkschaften her. »Die genauen Zusammenhänge haben wir nie erfahren. Man hat immer nur einen kleinen Kreis gekannt, den eigenen Zirkel. Wieviele Zirkel es gab, wußte man nicht. Wir haben die illegale, in Brünn gedruckte «Arbeiter-Zeitung» vertrieben und Zusammenkünfte über politische Tagesfragen gehabt. Diesbezüglich war der Karl Czernetz unser Chef. Er hat unter dem Decknamen Thomas agiert.» Ihr eigener Deckname lautete Lehner. Es ist anzunehmen, daß sie zu einer der illegalen Organisationen der Revolutionären Sozialisten, die sich ab Frühsommer 1934 bereits in ganz Österreich betätigten, gehörte. Da sie den Namen Wilhelmine Moik nennt, könnte sie auch bei der von Moik bis zu ihrer Verhaftung unter den Nazis geleiteten Sozialistischen Arbeiterhilfe (SAH) mitgewirkt haben. Zusätzlich erinnert sie sich an Aktionen für die illegale «Freie Angestelltengewerkschaft» Friedrich Hillegeists.

Hoffte man damals, bald wieder ans politische Tageslicht zu kommen? «Nein, ich glaub, das hat man nicht gehofft. Aber man hat gehofft, daß uns die Nazis erspart bleiben, die ja schon in Deutschland an der Macht waren und die größte Agitation, auch in Österreich, ausgeübt haben. Ich war außerdem durch meine vielen jüdischen Freunde darüber informiert, die damals alle schon ganz alarmiert waren, von ihren Freunden wieder, die in Deutschland lebten und alle in die Emigration gehen mußten.» Viele Juden wählten auch in Österreich schon vor 1938 die Auswanderung. «Wir waren alle Augenblicke am Bahnhof und haben uns von Leuten verabschiedet.»

Valerie Kittel bestätigt, daß in der illegalen Phase von 1934 bis 1938 die Vaterländische Front als Hauptgegner angesehen wurde. «Man hat die Heimwehren und die Christlichsozialen gehaßt, weil sie uns unmittelbar bedrängt und die ganze Situation herbeigeführt haben. Viele unserer Leute haben sich Illusionen gemacht: Wenn die Nazi kommen, werden sie uns nichts machen, denn wir sind ja schon vier Jahre ausgeschaltet. Das waren natürlich nicht die Leute, die irgendwelche Funktionen gehabt haben. Wir Mitarbeiter konnten uns diesbezüglich keine Illusionen machen.»

# I. ZNAIM

## Die Abrichtung

Znaim, 2. Februar 1940

Liebster Spatz

Gestern hast Du von mir nur eine Karte bekommen, auf welcher ich Dir meine gute Ankunft in Znaim meldete. Wir sind hier in der Albrechtskaserne einquartiert und bereits eingekleidet. Na, Du würdest schauen, wenn Du mich in der Übungsuniform sehen würdest. Nicht zum Erkennen (Stiefel, Hose, Bluse, Mantel und Feldmütze). Auch so haben wir noch allerhand gefaßt. Warme Socken, Fingerhandschuhe, Unterhose, Hemden, Pullover, Ohrenschützer, Halstuch, Stiefeltücher, Überschwung, Eßschale, Eßbesteck, Patronentaschen. Die Kleider sind zum Großteil alt und sollen nur für die Abrichtung sein. Gepaßt hat mir natürlich fast nichts und ich sehe aus! Nicht zum Anschauen! Mit den Stiefeln hab ich das größte Gfrett, da dieselben über dem Rist nicht passen. Ich kann daher schwer hinein und noch schwerer heraus.

Die Menschen, welche mit unserer Ausbildung betraut sind, sind durchwegs nette Leute und zum größten Teil Wiener, welche schon den Polenfeldzug mitgemacht haben. Hoffentlich bleiben sie es auch. Heute vormittag haben wir den «Bau unserer Betten» gelernt und das Einrichten unserer «Spinde». Jeder Mann hat nämlich einen für sich allein. Mittags hatten wir Sauerkraut mit Schweinefleisch. Es war ganz gut, aber nicht sehr viel. Nachmittags faßten wir dann unsere Uniformen. Da dieselben alt sind und an meiner gleich 3 Knöpfe fehlen, kannst Du Dir vorstellen, wie mir ist. Abends hatten wir nur ein Stück Wurst und schwarzen Kaffee. Also wieder sehr wenig. Wenn man da nichts zum Zusetzen hat, ein bißchen bitter. In der Kaserne befindet sich wohl eine Kantine, aber es gibt dort nicht viel Eßbares.

Jetzt abends sitze ich in der Stube und schreibe Dir. Der diensthabende Gefreite ermahnt uns schon, denn es ist gleich 21 Uhr und da müssen wir schlafen gehen. Wecken ist um 6 Uhr und dann geht der ganze Zauber weiter. Ausgang gibt es wahrscheinlich nicht vor 14 Tagen. Schreiben können wir wann wir wollen und was wir wollen. Die Post nimmt dann immer ein Soldat, der schon länger dient, mit und gibt sie auf.

3. Februar 1940

Du siehst, es ist Samstag nachmittag geworden, bevor ich diesen Brief zu Ende schreiben konnte. Es war gestern schon zu spät. Heute war ein arbeitsreicher Tag. Die ganzen Sachen, welche wir gestern bekommen haben, mußten geputzt und gereinigt werden. Auch zum Flickern gab es allerhand. Heute Mittag gab es Erdäpfelgulasch und Suppe. Als Abendessen 15 dkg Marmelade. Die Stimmung unter den Rekruten und Leuten ist nicht schlecht. Ebenso das Essen. Heute faßten wir jeder eine Gasmasken. Die Abrichtung dürfte 6 - 8 Wochen dauern. Heute habe ich erfahren, daß alle, die verheiratet sind und Jahrgang 1910, Begünstigungen haben. Natürlich nach der Abrichtung.

Jetzt ist es so, daß Du jederzeit, Du oder Vater, zu mir kommen könnt und zwar in die Kantine. Man kann in die Kaserne, und ich werde dann gerufen. Ich glaube, es ist am besten so, daß zuerst einmal Vater kommt und wenn alles glatt geht, Du dann kommen kannst.

Heute erhielt ich für die ersten zehn Tage Löhnung: RM 10.- und 5 Mark für Putzrequisiten. Wenn ich Dich um etwas bitten dürfte, so nur, daß Du zu Vater gehst und ihm sagst, er soll bei seinem Besuch etwas Butter und Wurst oder Fleisch mitbringen, damit ich die Mahlzeiten ein wenig aufbessern kann. Viele Bussi und auf ein baldiges Wiedersehen.

Dein Toni

Sonntag, 4. Februar 1940

Lieber Toni! Ich war sehr erfreut, gestern beim Nachhausekommen schon eine Karte von Dir vorzufinden. Ich bin wirklich froh gewesen über Deine Nachricht. Ich habe Donnerstag nachmittag Kurs geschwänzt, da ich ja zu Hause nichts gelernt habe und ging abends zeitlich zu Bette. Freitag abends kam Frau Stärk auf Besuch und blieb bis 11 Uhr. Ich will den Brief noch rasch hinuntertragen und schließe daher für heute mit einem lieben Gute Nacht, damit Du recht gut schlafst und Dich wohlfühlst. Mir geht es sehr gut und lt. Verlautbarung des Chefs gibt es ab Montag keine Überstunden mehr. Ich schreibe spätestens Dienstag abends wieder. Nochmals gute Nacht

Deine Vally

Znaim, 5. Februar 1940

Gestern, Sonntag, habe ich viel an Dich gedacht. Wir durften doch nicht fort und mußten den ganzen Tag in der Stube sein. Wir haben wohl viel Arbeit gehabt mit Montur flicken und putzen, Stiefel schmieren, Knöpfe annähen und rasieren, aber immer waren meine Gedanken bei Dir und ich kann mich gar nicht mit der Tatsache abfinden, daß ich Soldat bin. Schlafen tu ich nicht schlecht und das Aufstehen um 6 Uhr macht mir daher gar nichts.

Heute, Montag, ging es bereits aus einem anderen Ton, denn es begann die eigentliche Abrichtung. Vormittags exerzierten wir fleißig bei Schnee im Kasernenhof und nachmittags faßten wir unsere Gewehre und der Spaß ging weiter bis abends. Zwischendurch haben wir auch theoretischen Unterricht in allen möglichen Dingen. Wenn das in diesem Tempo so weitergeht, sind wir mit unserer Abrichtung bald fertig.

Wien, 6. Februar 1940

Ich habe mit großer Freude gestern abend, als ich nach Hause kam - ich war bei Deinen Eltern -, Deinen Brief vorgefunden, der wirklich schön und ausführlich war. Ich kann mir jetzt schon einige Vorstellungen von Deinem Leben machen. Ich habe ganz genau gelesen, da ich aus dem Brief entnehmen wollte, wie Du Dich fühlst und in welcher Stimmung Du bist. Ich bilde mir ein, der Brief klingt ganz heiter und aufgeräumt. Hoffentlich täusche ich mich nicht. Es gibt gewiß noch vieles, was ich gerne wissen möchte. Mußt Du den ganzen Tag lernen und üben und zu welchen Stunden des Tages bist Du frei? Wie verbringst Du die freie Zeit und hast Du nette Kameraden? Bist Du abends immer sehr müde? Hast Du von Deinem Eßvorrat schon alles aufgegessen? Kannst Du das Pyjama gut brauchen und den Trainingsanzug und wie bist Du mit den Laufschuhen zufrieden? Hast Du warmes Wasser zum Waschen und kommst Du mit Handtuch und Seife gut aus? Habt Ihr Zeitung und Radio? Muß ich die Briefe an Dich frankieren oder gelten meine Briefe als Feldpostbriefe?

Sicherlich schläfst Du schon lange, während ich das schreibe. Ich bin heute sehr müde, ich habe in den letzten Tagen sehr viel im Büro gearbeitet, den ganzen Tag gerechnet, aber ab morgen geht es schon leichter, nachmittags und abends habe ich so viele Wege, daß ich leider gar nicht zum Lernen komme. Morgen nach dem Büro will ich zur Hilde (Uhlir) und anschließend zur Anny (Piperger) gehen. Da wirds doch auch wieder spät. Ich bin neugierig, was es Neues gibt.

Du fragst, ob ich noch traurig bin? Ich wäre gar nicht traurig, wenn ich wüßte, daß es mit den zwei Monaten zur Abrichtung getan wäre. Aber ich frage mich immer, was wird denn dann sein? Ich will mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Du nun für lange fort sein wirst. Ich habe ja den ganzen Tag viel zu tun, auch des Abends und bin müde, wenn ich ins Bett gehe. Aber ab 3 Uhr früh ist es mit dem Schlafen vorbei, da bin ich ganz wach und sehe einige Male nach der Uhr, da ich immer der Meinung bin, es müsse schon spät sein. Dann denke ich immer daran, was einem die Männer für Sorgen machen, Du dort und Robert dort und all die vielen Menschen, die unter der Kälte und all dem leiden. Liebes Spatzili, wenn ich die Nase in das Futter von Deinem Pelzmantel stecke, dann spüre ich Deinen Geruch und dann habe ich eine so große Sehnsucht nach Dir. Ich glaube fest daran, es wird alles gut werden, man darf nur die Geduld nicht verlieren. Aber wir haben ja Geduld gelemt.

Dienstag, 13. Februar 1940

Ich bin gleich nach dem Büro nach Hause gefahren und machte erst einmal im Ofen Feuer, das seit Sonntag ausgegangen war und das ich auch gestern nicht angemacht habe. Als ich nach Hause kam (heute), hatte es 4° im Zimmer. Nachdem ich das Feuer angemacht hatte, bin ich nach Hause essen gegangen und bin erst jetzt wieder da. Es ist noch immer kalt hier und ich sitze ganz beim Ofen und schreibe. Es fällt mir sehr schwer, ohne Dich allein in der Wohnung zu sein. Es ist so unsagbar traurig. Überhaupt seit ich Sonntag bei Dir war, bin ich so deprimiert über alles Gesehene und Gehörte, daß ich es gar nicht schildern kann. Seit vergangener Nacht weht ein eisiger Wind, der den Schnee aufwirbelt und ein Aufenthalt auf der Straße ist beinahe ausgeschlossen. Habt Ihr auch heute auf dem Kuhberg geübt? Hast Du wenigstens Deine schwarze gestrickte Mütze aufgehabt? Lieber Spatz, laß es Dich nicht verdrießen, wenn es auch manchmal noch so arg kommt. Mein ganzes Sinnen und Trachten geht danach, Dich wieder zu Hause zu haben und mich nicht wieder von Dir trennen zu müssen. Kannst Du Dir vorstellen, daß mich jetzt noch irgend etwas hier freuen oder interessieren könnte? Die Arbeit ist das einzige, was mich noch ablenken kann. Es tut mir jetzt so leid um jeden Abend, den wir nicht miteinander verbracht haben, denn heute sehe ich, daß ich noch viel viel mehr Dir hätte meine Liebe zeigen und beweisen müssen, damit Du einen genügend großen Vorrat an Liebe hättest jetzt für die Zeit, wo Du allein bist und unter so unangenehmen Begleitumständen. Ich habe mir geschworen, wenn Du wieder zu Hause bist und bleibst, daß ich mein gan-

zes Leben lang jede Stunde und Minute nur mehr für Dich da sein werde. Jetzt, wo ich Dich in naher Gefahr glaube, weiß ich erst, wie gleichgültig im Grunde mir alles andere ist, wenn Du nur bei mir wärest. So viele Prüfungen und so viele Jahre im Guten und Bösen sind schon über uns hingegangen, sodaß wir schon mit Recht sagen können, jetzt wollen wir in Ruhe und Frieden leben bis an unser Ende und außer unserer Arbeit auch ein wenig von den Schönheiten dieser Erde genießen. Wie lange haben wir schon zusammen keine Reise mehr gemacht, keinen größeren Ausflug und doch zählen diese Erinnerungen zu dem Schönsten, was wir haben.

Soeben hat Otto angerufen und sich nach Dir genauestens erkundigt. Helli hat ihr Zeugnis bekommen u.z. hat sie drei 3 in Rechnen, Deutsch und Handarbeiten. Auch Fritz hat sein Zeugnis bekommen, der hat zwei 3 in Zeichnen und in Schreiben! In Rechnen eine 1 und sonst lauter 2. Die Klassifikationen sind jetzt ein bißchen anders, da es doch bis zu sechs Noten gibt.

Znaim, 16. Februar 1940

Ich habe schon sehr sehnsüchtig auf Deinen Brief gewartet, welchen ich auch Donnerstag abend bei der sog. «Parole» erhalten habe. Spatzlein, es betrübt mich sehr, wenn ich lesen muß, daß Du so traurig bist. Wenn ich schon so verzweifelt bin, da ich keinerlei Hoffnung mehr sehe, daß wir überhaupt noch ein ruhiges und zurückgezogenes Leben führen können, da ich doch täglich mit Dingen zu tun habe, welche mich nie interessiert haben und die mich zum Wahnsinn treiben, so kannst doch wenigstens Du noch Tätigkeiten betreiben, welche Dir Spaß machen und zu denen Du Lust hast. Vielleicht tut Dir das viele Alleinsein nicht gut und schau Dich doch um nette Menschen um, welche Dich auf andere Gedanken bringen.

Hier ist es furchtbar kalt und wir leiden sehr darunter. In der Stube ist es wohl warm, aber wir sind doch den ganzen Tag draußen. Diese Woche hatten wir einen 15 km Marsch mit Fliegerangriffen und Panzerwagenüberfällen und als Draufgabe 20 Minuten mit umgehängter Gasmaske zu marschieren. Es war eine wirkliche Qual. Nicht einmal die Länge des Marsches als die außergewöhnlichen Umstände. Es war wie gesagt sehr kalt und die Straßen durch den vielen Schnee für jeden Verkehr unpassierbar. Wir mußten aber durch und sanken stellenweise bis über die Stiefel ein. Außerdem kam alle Augenblicke das Kommando «Fliegerdeckung» oder «Panzerdeckung» und wir mußten von der Straße in den tiefen Schnee verschwinden. An Anstrengung gerechnet war es wohl ein 30 km Marsch mit allen diesen Mätzchen.

Bei den vorletzten Übungen war es so kalt, daß sich einige Leute die Ohren und 1 Mann die Hand erfror. Die letzte Übung wurde wegen der Kälte nach zwei Stunden abgebrochen. Ich bin wohl sehr warm angezogen, aber allzuviel geht auch nicht, da Du Dich sonst überhaupt nicht bewegen kannst und auf das wird großer Wert gelegt. Ich bin schon die ganze Woche sehr verkühlt und habe starken Husten.

Dabei geht es fast jedem so in der Stube und Du kannst Dir vorstellen, was das für eine Bellerei abends und in der Nacht ist und was wir schlafen. Diese Woche haben sich natürlich viele krank gemeldet und das Ergebnis war, daß diejenigen, welche Husten und Schnupfen hatten, unter Aufsicht unseres Kompaniechefs strafexerzieren mußten. Daß die Leute dabei nicht gesund wurden, ist begreiflich.

Gestern, Samstag nachmittag, hatten wir um ½ 15 Uhr dienstfrei und ich machte mir einige Besorgungen in der Stadt. Dabei hatte ich große Sehnsucht nach Dir, denn von vielen Kollegen kamen die Frauen und waren überglücklich und ich ging allein und hatte niemand. Ausgang war allerdings nur bis 24 Uhr und nur gegen Bewilligung. Ich werde gleich für nächsten Sonntag ein Zimmer bestellen, denn es war diesmal so, daß viele Angehörige im Gastzimmer übernachten mußten, da keine Zimmer mehr zu haben waren. Spatzilein, ich freue mich schon sehr auf den nächsten Sonntag, das heißt auf Samstag, um Dich endlich wieder zu sehen und endlich wieder einmal ganz zu besitzen.

Wien, 19. Februar 1940

Sonntag früh stand ich um 8 Uhr auf und machte Ordnung im Schreibtisch und unter meinen Sachen. Ich sah die aufgestapelten Zeitungen durch, las so manchen interessanten Artikel und alle volkswirtschaftlichen Artikel vor allem und ich spürte so große Lust und Interesse, daß ich mir am liebsten eine volkswirtschaftliche Zeitschrift halten möchte. Weißt Du vielleicht, was es auf diesem Gebiet gibt?

Ich malte mir aus, wenn der Krieg und die erste Nachkriegszeit vorüber sein würden, wie alles wieder einen Aufschwung nehmen wird und normal werden, auch die Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern, die Wirtschaft wird endlich wieder auf Hochtouren laufen, man wird wieder reisen können, mein Spatzili wird jede Frühjahrs- und Herbstmesse einmal da und einmal dort besuchen, vielleicht wirst Du doch mit einem eigenen Wagen auf die Tour gehen können, ich werde nicht mehr ins Büro gehen müssen und werde lernen können, alles

was mich nur freut: Sprachen, Volkswirtschaft, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, ach wird das ein herrliches Leben sein. Mein Spatzili wird viel Geld verdienen und wir werden ein arbeitsreiches und inhaltsreiches Leben haben. Wie sehr freue ich mich darauf. Ich denke, es wird vielleicht unter Umständen gut sein, daß Du eingerückt warst, man wird doch diese Leute irgendwie bevorzugen müssen.

Gestern mittags ging ich dann zu Deiner Mutter essen. Zu Hause stürzte ich mich auf meine Aufgabe und lernte wirklich fleißig und eifrig wie schon lange nicht, dann kam das Schönste an diesem herrlichen Sonntag: Dein Anruf! Ich habe nachher gesungen und gezwitschert wie ein Vogel.

Mittwoch gehe ich gleich nach dem Büro zu Hilde, ich habe es versprochen. Donnerstag nach dem Kurs habe ich hoffentlich nicht mehr viel zu besorgen, so daß ich ein wenig vorschlafen kann. Dann kommt der Freitag. Herr Eder will möglichst schon vor 7 Uhr kommen und ich werde nicht wissen, wie ich alles vorbereiten soll, etwas zum Essen wenigstens für Hans, dann die Sachen für meine Reise zu Dir, denn Samstag muß ich früher vom Büro weg und gleich zur Bahn.

Wien, 26. Februar 1940

Ich bin gestern mit fast einstündiger Verspätung in Wien angekommen und war nach  $\frac{1}{2}$  12 Uhr zu Hause. Zu meiner Überraschung lag bereits der Bescheid der Bezirkshauptmannschaft vor, wonach ich monatlich den Betrag für die Miete von RM 46,47 vergütet bekomme. Das ist sehr fein, nicht wahr? Heute im Büro erwartete mich eine unangenehme Überraschung und zwar wird ab heute überhaupt nicht geheizt. Ich sitze im Mantel und Schneeschuhen beim Schreibtisch und friere. Dafür ist aber um 2 Uhr Büroschluß, das ist fein.

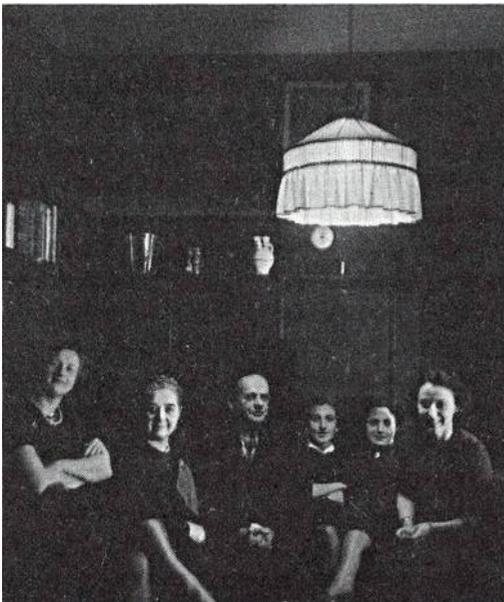
Wien, 5. März 1940

Heute hat mich Frau Peutl vom Büro abgeholt und hat mir einen Brief von Fini zu lesen gegeben. Fini beklagt sich auch über furchtbar strenge Kälte und Mangel an Heizmaterial, auch fühlt sie sich körperlich gar nicht wohl. Ich werde ihr nächstens ein paar Zeilen schreiben und diese wird Frau Peutl mit ihrem Brief zusammen wegschicken.

Wien, 13. März 1940

Am Mittwoch den 10. April gibt es die Neunte Beethoven unter Leitung Kabastas. Ich kaufte gleich zwei Karten und nun warte ich, ob Du vielleicht mein Partner sein wirst.

Dann traf ich mich mit Herrn Eder in der Wök am Schwarzenbergplatz und wir gingen zu Fuß durch den Stadtpark zu Frau Stärk. Prof. R. war schon da, etwas später kam noch Minnie und wir waren vollzählig. Alle anderen konnten aus irgendwelchen Gründen nicht kommen. Es war ein überaus gelungener Abend. Wir begannen ganz zeitig vor dem Essen zu musizieren und Frau Stärk sang von Hans wunderbar begleitet zunächst drei Strauss-Lieder, zwei von Wolf und zwei von Wagner, dann die Nilarie aus «Aida», die große Arie aus «Fidelio», zwei Arien der Ortrud aus «Lohengrin», Verschiedenes aus dem «Rosenkavalier». Dann setzten wir uns zum Essen, währenddem Herr Eder, Herr Streussler und Hans heftig debattierten über die Zulässigkeit, Texte wie «Ich werde in den Prater fahren und mit dem alten Fürsten Greifenklau essen» usw. (Rosenkavalier) zu vertonen. Bei der Gelegenheit erzählte Hans viel Wissenswertes über Oper und Musik im allgemeinen, er weiß ja darüber wirklich gründlich Bescheid. Nach dem Essen wurde weiter musiziert. Dann war es 11 Uhr, Herr Streussler las einige Gedichte und auch Herr Eder las zum Schluß 3 Gedichte von Wedekind, dann mußten wir rasch aufbrechen. Ich mußte auch von Dir erzählen und alle gaben mir Grüße auf für Dich.



*Geselliges Beisammensein  
von Valerie Kittels Freunden:  
ganz links Valerie, 2. v. l. Lola  
Stärk, neben ihr Hans Reich,  
rechts Minnie Schüller.*

Am Sonntag war mir der Abschied von Dir wieder schwerer gefallen als die Sonntage vorher. Ist es, weil ich Dich an diesem Sonntag nicht und wer weiß wann erst sehen werde oder war es der furchtbare Gedanke daran, wie schwer ich Dich am Samstag gekränkt habe und dabei noch so grundlos! Liebes Spatzlein, ich möchte ja stundenlang und auch in der Kälte auf Dich warten, wenn ich nur weiß, daß ich Dich sehen darf. Denn ich liebe Dich und Du gefällst mir mit jedem Jahr mehr und mehr, so ernst und reif bist Du geworden und gewiß haben Dich die meisten Menschen gern, mit denen Du zu tun hast.

Wie konnte ich nur bei all diesen Überlegungen so lieblos zu Dir sein, wo Du sowieso tagtäglich Dinge einstecken mußt, die Dich unglücklich genug machen.

Ich habe nur eine einzige kleine Entschuldigung, das war der ekelhafte Mann von der Wache, der mir schon das erstemal so unsympathisch war und zweitens, daß ich so erkältet war und dadurch war ich leichter nervös. Also Liebes, bitte schreibe mir, daß Du das vergessen willst.

Samstag, 16. März 1940

Leider ganz vergeblich habe ich die ganze Woche auf eine Nachricht von Dir gewartet und auch gestern hast Du nicht - wie ich bestimmt erwartet habe - angerufen. Hoffentlich geht es Dir gut und es war nur der Zeitmangel Deinerseits, daß Du mir gar keine Nachricht hast zukommen lassen. Ich gehe jetzt zu Deinen Eltern hinüber, um Vater die Sachen für Dich mitzugeben. Ich werde ihn bitten, Dir zu sagen, daß ich gerne und sehnsüchtig auf ein paar Worte von Dir warte.

Mir geht es leider nicht gut, mein Schnupfen und starke Rückenschmerzen quälten mich die ganze Woche und ich komme aus meiner Müdigkeit einfach nicht heraus. Es muß wahrscheinlich eine übergangene Grippe sein, was mir solche Beschwerden macht und ich habe eine unüberwindliche Sehnsucht, ein paar Tage auszuspannen und eine Luftveränderung vorzunehmen. Ich möchte gerne die zwei Tage Urlaub, die ich noch habe, nach Znaïm kommen und dort bleiben und eventuell Ausflüge in die Umgebung machen und jede Deiner freien Stunden mit Dir verbringen.

Ich habe mir gestern neue Bücher von Senghofer geholt, also da bin ich vorläufig mit interessanter Lektüre versorgt, auch habe ich die russische Aufgabe zu schreiben und zu lernen, aber trotzdem werden meine Gedanken mehr bei Dir draußen sein als hier.

Znaim, 18. März 1940

Hurra, hurra, eine wichtige Mitteilung. Soeben habe ich erfahren, daß ich Ostern keinen Dienst habe. Von den 30 Mann unseres Zuges mußten 15 Mann hier bleiben. Das Los entschied wieder. Ich war unter den Glücklichen, welche nach Wien fahren werden. Ich werde Freitag abends per Autobus nach Wien kommen. Wenn es also klappt, komme ich Freitag, spät abends zu Dir und bleibe bis Montag, abends. Es wäre also gut, wenn Du Samstag frei wärst oder ich mache Samstag Besorgungen und Besuche und Du nimmst Deine 2 Tage Urlaub Dienstag, Mittwoch zu Deiner Erholung, welche Du sicher notwendig hast.

Wien, 30. März 1940

Nun ist schon wieder eine Woche zu Ende, eine Woche, die so schön begonnen hat, weil Du zu Hause warst.

Am Donnerstag abend nach dem Kurs war ich wieder bei Frau Stärk, auch Hans, Eder und Deli waren dort und noch eine Dame, eine Bekannte von Frau Stärk. Es wurde wieder sehr schön musiziert, meist Schubertlieder, die mir sehr gut gefallen haben. Nachher las Eder zwei kurze Aufsätze von K. Kraus und auch Eugen einen Aufsatz von K. Kraus. Daran knüpfte sich eine sehr lebhaft interessante Debatte über Theater und Schriftsteller und Sprache und die anwesende Dame, obwohl sehr bescheiden und anspruchslos aussehend, entpuppte sich als sehr temperamentvolle gute Sprecherin. Sie war, wie sie erzählte, selbst Schauspielerin und die Witwe nach einem Schauspieler.

Freitag abend (also gestern) war ich mit Herma in der Oper. Die Karten verschaffte mir meine Freundin Grete, von der ich die Kleider habe. Es gab Figaros Hochzeit mit Adele Kern als Susanne und Schöffler (den wir als Don Juan gesehen haben, erinnerst Du Dich, der uns so gefallen hat?) als Figaro.

Heute hat mich Minnie Schüller angerufen und sich von mir telefonisch verabschiedet. Leider habe ich am Telefon nur sehr schlecht verstehen können und dann hat sie so rasch und konfus gesprochen, daß ich leider keine Ahnung habe, wohin sie morgen fährt. Sie erzählte mir etwas von einer Krankenkassenstelle in Posen, dann sagte sie wieder etwas von Hamburg und Danzig und daß sie immer herumfahren muß und 320 Rm bekommt.

Was hast Du die ganze Woche gemacht? Soviel Schach gespielt und in Deinen Fotobüchern studiert, daß Du kein bißchen Zeit gehabt hast, an mich zu denken? Ich denke sehr viel an Dich und besonders gern an die Osterfeiertage, an denen

ich mich in jeder Beziehung so wohl gefühlt habe und wunschlos glücklich war wie schon lange nicht. Denkst Du auch an unseren Urlaub am 1. Mai, wenn Du für ganz nach Hause kommst?

Znaim, 30. März 1940

Das Wetter ist sehr ekelhaft. Heut früh hat es geschneit und alles war zum x-ten Male weiß und wir froren sehr. Obwohl ich sehr müde war, habe ich mich heute umgezogen und bin raus aus der Kaserne. Ich sitze jetzt im Cafe Ostmark und schreibe Dir diesen Brief. Ich bin ganz allein und es sind fast keine Leute hier. Ich bin ein wenig traurig und mir ist bang nach Dir. Wenn ich nur schon bald abrüsten könnte!

Ich habe heute von meinem Stubenkollegen das bestellte Zimmer für seine Mutter übernommen, da dieselbe krank ist und daher nicht kommen kann. Ich werde also heute ganz allein in einem Einbett-Zimmer im Hotel Rössler schlafen. Ich habe heute zum ersten Mal Nachturlaub bekommen.

Wien, 2. April 1940, Büro

Ich bin ganz traurig, daß Du über meinen vorletzten Brief so unglücklich warst, aber ich habe absichtlich so kurz geschrieben, weil Du mir selbst gesagt hast, ich soll nicht schreiben, wo ich gewesen sei usw. Nun, ich werde Dir schon noch persönlich Aufklärung geben. Ich freue mich schon sehr auf Samstag und Sonntag und ganz herrlich wäre es, wenn Du Nachturlaub hättest. Aber, wenn Du den schon bekommst, warum kannst Du dann nicht gleich nach Wien fahren? Das verstehe ich gar nicht.

Wien, 8. April 1940

Ich bin gestern um 22.05 Uhr nach Hause gekommen. Ich habe ganz gut geschlafen und mußte leider sehr früh aufstehen. Heute nacht war es sehr kalt, das spürte ich und morgens hatte es - 2°. Es tut mir leid, daß unser Abschied gestern so kurz war, das möchte ich nicht wieder so haben.

Wien, 10. April 1940

Gestern vormittag rief mich Minnie an, sie ist also noch in Wien und bleibt auch da, das ganze war nur ein Mißverständnis der Berliner Direktion, sie ist im Wiener Büro der Krankenkasse am Franz Josefskai (eine Privatkrankenkasse) und kommt am Freitag mit den anderen. Frau Stärk wird nicht kommen, denn sie muß am Freitag ausziehen. Ich denke an Dich und daran, daß Du auch viel Geduld haben mußt und ich will mich ehrlich bemühen, vernünftig zu sein, aber es scheint mir manchmal alles so aussichtslos. Wer weiß, ob Du jetzt auch wirst kommen können am 1. Mai. ...

«Wer weiß, ob Du jetzt auch wirst kommen können am 1. Mai» fragt Vally in ihrem Brief vom 10. April 1940 bedrückt. Das Wörtchen «jetzt» nimmt Bezug auf die Kriegereignisse, die einen Tag zuvor wieder mit aller Heftigkeit aufgeflammt waren. «Weserübung» - hinter diesem Namen verbarg sich die Besetzung der neutralen Länder Dänemark und Norwegen.

Daß Hitler Krieg wollte, hatten Valerie Kittel und ihr Kreis schon 1938 gewußt. Am 11. März, als Bundeskanzler Dr. Kurt Schuschnigg im Radio seine letzte Ansprache hielt («Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, daß wir der Gewalt weichen ...»), sei gerade in ihrer Wohnung ein illegales Treffen mit den sozialdemokratischen Freunden abgehalten worden. «Unser ganzes Zimmer war voller Leute. Die sind natürlich nach dieser Mitteilung alle davongestoben. Da haben wir wirklich Angst gehabt, weil wir ja gewußt haben, was kommen wird», erinnert sich Valerie.

Am 12. März 1938 ging Frau Kittel wie jeden Tag in ihr Büro in die Krankenkasse. «Es hat sich alles geändert. Jetzt sind die Christlichsozialen, die seit 1934 in der Leitung waren, ihrerseits alle weggekommen.» Es seien Unmengen von neuen Leuten aufgenommen worden. «Das waren in erster Linie SA - Männer, die sind in Uniform ins Büro gekommen, mit den Stiefeln und mit der Uniform! Die haben dann natürlich auch das große Wort geführt, und die anderen waren halt eingeschüchtert. Aber sie haben vom Fach nichts verstanden, und daher waren ihnen die von früher übriggebliebenen Angestellten so wie ich ganz willkommen.»

Eine antisemitische Äußerung aus dem Kollegenkreis am Morgen des 12. März ist ihr besonders in Erinnerung geblieben: «Ein Kollege ist in der Früh, wie wir alle zum Dienst angetreten sind, einfach zu einer jüdischen Kollegin, Jenny Glücksam, hingegangen und hat ihr wortlos eine heruntergehaut. Der hat sich auf diese Weise deklariert. Das ist natürlich lange Zeit Gesprächsstoff gewesen. Wir haben sie alle besonders bemitleidet und bedauert. Die meisten waren empört, und die nicht empört waren, haben sich vorsichtshalber nicht geäußert. Solche Erlebnisse hat man haben müssen! Aber die Juden - und bei uns waren viele jüdische Angestellte, weil wir den Handel vertreten haben - sind dann sowieso am selben Tag noch außer Dienst gestellt worden und durften das Büro gar nicht mehr betreten.»

Die sozialistischen Gruppierungen, in deren Rahmen Valerie Kittel tätig gewesen war, nämlich die Revolutionären Sozialisten und die illegalen Freien Gewerkschaften, hatten die Bedrohung der österreichischen Freiheit schon vor dem verhängnisvollen März erkannt. Zwar hatten sie nach dem Zerfall der Monarchie den Anschluß an Deutschland angestrebt, aber ihnen war natürlich keine Diktatur vorgeschwebt, sondern eine freie Demokratie unter sozialdemokratischer Führung. Vom Nationalsozialismus distanzierten sie sich. Otto Bauer schrieb am 1. März 1938 in der Brünner «Arbeiter-Zeitung»:

«Aber so groß die Gefahr ist, so kann sie noch immer abgewendet werden, wenn sich das österreichische Volk ermannt, den Erpressungen Hitlers kraftvollen Widerstand entgegenzusetzen. Ohne die Mitwirkung der Arbeiterschaft ist ein solcher Widerstand freilich undenkbar. Sie ist bereit, gegen Hitler, aber nicht bereit für Schuschnigg zu kämpfen. Für die Arbeiterschaft bleibt das Kampfziel der Freiheit im Inneren mit dem Kampfziel der Unabhängigkeit nach Außen untrennbar verknüpft.» Bundeskanzler Schuschnigg empfing am 3. März eine Delegation der illegalen Gewerkschaften. Man bot ihm Unterstützung im Kampf gegen Nazi-Deutschland an. Doch die Antipathie der innerösterreichischen Kontrahenten verzögerte eine wirkungsvolle Annäherung. Die Ereignisse überrollten die beiden zahlenmäßig größten antinazistischen Kräfte in Österreich.

Am 11. März verbot die letzte Konferenz der Revolutionären Sozialisten allen Parteiangehörigen jegliche Untergrundarbeit für die nächsten drei Monate. Eine neue Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten wurde in Paris eingerichtet und befürwortete den Beschluß, die in der Heimat tätigen Untergrundgruppen aufzulösen. Die Parole hieß jetzt «Abwarten». Offener Widerstand schien selbstmörderisch, da den Nazis die Namen von 5000 illegalen Parteimitgliedern bekannt waren. Die Führung der RS empfahl deshalb vorsichtige Zurückhaltung.

Dr. Karl Renner, der den Krieg hindurch in Österreich blieb, ließ die Landsleute am 3. April via «Wiener Tagblatt» wissen, er werde «als Sozialdemokrat und somit als Verfechter des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen als erster Kanzler der Republik Deutschösterreich und als gewesener Präsident ihrer Friedensdelegation zu St-Germain» bei der am 10. April anberaumten Volksabstimmung über den bereits vollzogenen Anschluß Österreichs an den Nazi-Norden mit «Ja» stimmen.

Welche Farce diese Abstimmung war, zeigt unter anderem, daß schon am 13. März ein Gesetz über die «Wiedervereinigung» erlassen wurde. Der Artikel I lautete: «Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches.»

Valerie Kittel fehlte im jubelnden Empfangskomitee, das viele Österreicher Adolf Hitler am 15. März 1938 auf dem Wiener Heldenplatz bereiteten. Wie verhielt sie sich bei der Volksabstimmung? «Ich glaube, daß wir mit Ja gestimmt haben. Es wäre uns nichts anderes übriggeblieben», sagt sie zögernd. Das Resultat hieß in Österreich 99,73 %, im «Altreich» 99,03 % Stimmen für den Anschluß.

Bald verschwand der Name «Österreich» aus dem offiziellen Sprachgebrauch. Das wurde im April 1939 durch den sogenannten «Ostmark-Akt» besiegelt. Später vermied man auch den noch irgendwie an Eigenständigkeit erinnernden Namen «Ostmark» und zählte nur mehr die sieben Gaue auf. Diese sieben Reichsgaue, die einstmals Österreich gewesen waren, unterstanden den Zentralbehörden in Berlin.

«Während dieser einschneidenden Vorgänge wurde den österreichischen Institutionen durch strengste Maßnahmen das totalitäre System aufgezwungen und gleichzeitig mit materialistischer Beschäftigungstherapie und nationalistischem Wahnsinn die Geduld des einzelnen Bürgers auf die Probe gestellt. Unter der Oberfläche einer angeblich vereinten großdeutschen Gemeinschaft standen Teile der früheren politischen Bewegungen, ob es sich um Kommunisten, Sozialisten, Monarchisten, Katholiken, Liberale oder den Heimatschutz handelte, dem Regime zutiefst mißtrauisch und haßerfüllt gegenüber», schreibt Radomir Luža in seinem Buch über den österreichischen Widerstand 1938 bis 1945. «Aber», fährt er fort, «Hitlers internationale Erfolge, seine Bestätigung durch breite Bevölkerungsschichten und ein mächtiger Sicherheitsapparat isolierten diese kleinen Oppositionsgruppen».

Schon am 1. April 1938 wurden 150 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ins Konzentrationslager Dachau abtransportiert. Alle politischen und öffentlichen Vereine wurden aufgelöst, öffentliche Stellen von Nazi-Gegnern gesäubert, oppositionelle Zeitungen eingestellt. Am 20. Juni 1939 führte man die deutschen Bestimmungen über Hoch- und Landesverrat in Österreich ein, und politische Auflehnung wurde zu einem strafbaren Vergehen erklärt. Mit Ausbruch des Krieges im September 1939 spannte man die Zügel noch straffer an. Das Abhören von ausländischen Rundfunksendern, Kontakt mit Juden, negative Bemerkungen über das Regime oder Hilfe für Gegner des Systems waren nun verbrecherische Akte, die mit Strafen bis zum Tod geahndet wurden. Sondergerichte wurden eingesetzt.

Liest man Valerie Kittels Briefe, so scheint es, als hätten die Menschen die Heimtücke des Systems noch unterschätzt. Viele Stellen hätten - wären sie in falsche Hände geraten - gereicht, um die Schreiberin vor ein politisches Sondergericht zu bringen.

Viele von Vallys Freunden aus Büro und Partei waren Juden: Lola Stärk, Hans Reich, Eugen Streussler sind bisher in den Briefen aufgetreten. Frau Peutl war mit einem Juden verheiratet, Minnie Schüller war Halbjüdin. Die systematische Verfolgung der Juden setzte mit der Entlassung aus öffentlichen und halböffentlichen Dienststellen und dem Zwang zur Auswanderung ein. Sofort nach dem Anschluß schickte Hitler Adolf Eichmann nach Wien, um die Zentralstelle für jüdische Auswanderung einzurichten. In Österreich wurde die Austreibung der Juden zum ersten Mal mit der für die nationalsozialistische Judenverfolgung charakteristischen reibungslosen Organisation durchexerziert. In weniger als 28 Monaten war Österreich von annähernd 150 000 Menschen - etwa 60 Prozent der jüdischen Bevölkerung - «gereinigt». Darunter befanden sich viele der besten Freunde Vallys, wie Otto und Rosa sowie deren Tochter Hildegard Ehrlich.

Die zahlreichen jüdischen Kollegen, die nun gehen mußten, «sind ratlos gewesen und haben sich an mich als ehemals in der Personalabteilung Tätige gewendet, was sie machen sollen. Sie waren natürlich sehr bedrückt, weil sie in erster Linie schauen mußten, daß sie die Einreisebewilligung in irgendein Land bekommen, sonst wäre eine Ausreise nicht möglich gewesen. Und wenn sie dann schon bereit waren zum Ausreisen, hat man ihnen wieder viele Schwierigkeiten gemacht. Sie mußten die Möbel verkaufen oder überhaupt Hals über Kopf wegfahren und alles hier liegen und stehen lassen und konnten nur das vorgeschriebene Gewicht an Koffern und Gepäck mitnehmen. Sie mußten Bestätigungen vorlegen, daß sie keine Steuerschulden haben und vom Erlös der verkauften Sachen auch wieder Steuer abführen. Selbständige hatten besonders viele Schwierigkeiten. Ob ich für sie wirklich einen Rat wußte, war abhängig vom betreffenden Fall».

Eine Folge dieser verbotenen Ratschläge war die Versetzung Valeries in das Büro der sich nun «Allgemeine Ortskrankenkasse Wien» nennenden Institution in der Wipplingerstraße im ersten Bezirk. Valerie Kittel stand auch vielen Müttern von emigrierten Freunden und Bekannten bei. So betreute sie die Kriegsjahre hindurch Frau Peutl, die Mutter Fini Pleyls, und Frau Stark, die Mutter ihrer Freundin Grete Waloschek.

1940, zu Beginn des Briefwechsels, war die Phase der Auswanderung im großen und ganzen vorbei. Viele Freunde der Valerie Kittel lebten bereits in alle Welt verstreut. Bald nach Kriegsbeginn war auch der briefliche Kontakt abgebrochen. Mit den Freunden, die sich noch in Wien aufhielten, blieben die Verbindungen aufrecht.

Für Nichtjuden bedeutete der Exodus der jüdischen Wiener, daß Wohnungen und Arbeitsplätze nun reichlich zu haben waren. Toni Kittel fand eine Stelle in einem Fotogeschäft am Kärntner Ring, Vallys Vater kam in der Rüstungsindustrie unter.

Hat man versucht Valerie Kittel zur Mitarbeit in der nationalsozialistischen Partei oder in einer ihrer Organisationen zu bewegen?

«Vielleicht hat man's versucht. Aber man konnte sich schon fernhalten. Außer man hat eine bestimmte Karriere machen wollen. Ich hab halt auf mich alle Nachteile genommen, die damit verbunden waren, wenn man nirgends dabei war. Ich war darauf vorbereitet, daß man Nachteile hat.»

Am 24. August 1939 heirateten Toni und Vally Kittel. «Ganz spontan, wahrscheinlich im Angesicht der Ereignisse, die man erwartet hat.» Die Gründe, die sie lange Jahre von diesem Entschluß abgehalten hatten, galten nicht mehr. Die Familie war nicht mehr auf Vally als Erhalterin angewiesen. Sie war beruflich nicht mehr durch das Doppelverdienergesetz gefährdet, und die nötigen zehn Jahre bis zur Pragmatisierung hatte Vally Kittel in der «Kasse» bereits abgedient.

«Am 1. September ist dann das Ereignis eingetreten, das man hat mehr oder weniger befürchten müssen.» Nachdem den Nazis bei der Einverleibung Österreichs und der Tschechoslowakei weder aus den betroffenen Ländern noch von der internationalen Gemeinschaft her wesentlicher Widerstand entgegengesetzt worden war, fielen sie in Polen ein.

Eine Woche vorher wurden in einer «Sonderaktion» der Gestapo mehr als 300 führende Sozialisten und Kommunisten verhaftet, darunter so nahe Freunde Vallys wie Robert Uhlir.

«Dann ist Weihnachten vorübergegangen und im Laufe des Jänner ist eines Tages die Einberufung gekommen».

An die Znaimer Zeit kann sich Frau Kittel kaum mehr erinnern. «An kein Zimmer, kein Hotel, an gar nichts.» Schon gar nicht an Unstimmigkeiten und auch an keinen Urlaub: «Es hat nachher noch so viele Urlaube gegeben.»

1940, als Toni Kittel im 30. Lebensjahr zum ersten Mal mit dem Militär in Kontakt kam, legte sich Dunkelheit um Vallys Leben. Valerie Kittel machte keineswegs besonders viel mit, nur das, was Krieg immer für Menschen bedeutet: Entbehrung, Trennung vom Liebsten und, als ärgstes, unaufhörliche Todesfurcht. Diese Furcht setzte voll ein, als Toni Kittel den Znaimer «Kriegsspielplatz» in Richtung Westfront verließ.



*Das Ehepaar Valerie und Anton Kittel  
während des Krieges.*